

Zünftige Ausbildung sorgt für stabile Ehe

Eine Studie zeigt, dass Partnerschaften, in denen sich beide auf Augenhöhe bewegen, länger halten

Bettina Weber

Die Zürcher Zünfter mögen sie nicht, die Frauen. Das heisst, sie mögen sie schon – dann, wenn sie artig am Strassenrand stehen und den Männern in Knickerbockern und dem über dem Bauch spannenden Gilet Blumen überreichen und ein Küsschen auf die Wange drücken. Aber mitmachen lassen am Sechseläuten will man sie nicht. Die Begründungen dafür, die Anfang dieser Woche im «Blick» zu lesen waren, klangen etwas uncharmant; von «militanten Emanzen» war die Rede und davon, die Frauenzunft solle «als reine Frauenorganisation nur ein Handwerk vertreten, nämlich das älteste».

Nun, am Sechseläuten ist die Welt eben noch in Ordnung, so aus Zünftersicht: Da stehen die Frauen in der zweiten Reihe und huldigen den Männern. Und so soll das gefälligst auch bleiben.

Weg vom Ernährer, hin zur Gleichberechtigung

Deswegen braucht man sich indes nicht zu grämen. Der Zünfter, jetzt so als Vertreter einer ganz bestimmten Sorte Mann gesehen, ist ein Auslaufmodell. Und weil bei uns immer alles etwas länger dauert, ist diese Spezies halt noch etwas gar präsent und sperrt sich mit aller Kraft gegen sämtliche Neuerungen. Man muss daher Nachsicht üben, gerade auch, weil die neusten Zahlen aus Amerika darauf hindeuten, dass es nur noch eine Frage der Zeit ist, bis deren Tage endgültig gezählt sind.

Das Fachmagazin «American Sociological Review» veröffentlichte nämlich in seiner aktuellen Ausgabe eine grosse Studie, deren Ergebnis so überraschend war, dass vom «Economist» über «Newsweek» bis zur «New York Times» fast alle US-Medien darüber berichteten. Die Studie untersuchte den Zusammenhang von Scheidungshäufigkeit und Bildungsniveau bei heterosexuellen Ehepaaren im Zeitraum von 1950 bis 2009. Und was da bei der Analyse



Überholt: Bei den 25- bis 35-Jährigen haben mehr Frauen einen Hochschulabschluss

Foto: Mauritius Images

der riesigen Datenmenge herauskam, hatte das Forscherteam um die Soziologieprofessorin Christine R. Schwartz nicht erwartet: Es zeigte sich, dass Ehen, in denen die Frauen gleich gut oder besser ausgebildet sind als ihre Männer, beständiger sind als jene, in denen der Mann besser ausgebildet ist. Konkret: Paare, die zwischen 2000 und 2004 geheiratet hatten und über denselben Ausbildungsstand verfügten, zeigten ein um ein Drittel geringeres Scheidungsrisiko, als wenn der Mann einen höheren Abschluss hat.

Diese Entwicklung ist neu – und sie ist bemerkenswert. Sie zeigt, dass da etwas passiert ist zwischen den Geschlechtern, vor allem bei den Männern bezüglich ihres Verhältnisses zu Frauen, denn noch bis vor kurzem legte die Statistik das Gegenteil nahe: Seit die Frauen in den Achtzigerjahren ausbildungsmässig aufzuholen begonnen hatten, galten Akademikerinnen nicht nur als schwerer vermittelbar, sondern nachgerade als Scheidungsrisiko. Den Grund dafür vermuteten Soziologen und Psychologen in einem schlichten Fakt: je höher der schulische Abschluss einer Frau, desto tiefer ihr Marktwert, da es am maskulinen Selbstwertgefühl nage, wenn sich eine nicht die Welt vom Göttergatten erklären lassen wolle und zudem eigenes, oder, Gott bewahre, mehr Geld verdiene.

Dem ist offenbar nicht mehr so. Neu gilt demnach: Sich auf Augenhöhe zu begegnen, tut der Beziehung gut. Oder auch: Je egalitärer eine Partnerschaft, desto stabiler ist sie.

Das werden die Zünfter gar nicht gern hören. Aber das taten die Amerikaner auch nicht, bis ihnen offenbar nichts anders übrig blieb, als den Tatsachen ins Auge zu blicken und zu erkennen, dass die Losung «Männer heiraten nach unten, Frauen nach oben» nicht mehr länger Gültigkeit hat, weil es rein rechnerisch nicht mehr aufgeht: Bei 60 Prozent der Paare, die zwischen 2005 und 2009 in den USA geheiratet haben, waren die

Frauen den Männern ausbildungsmässig überlegen. Christine R. Schwartz erklärt sich diesen Umstand so: «Dieser Trend geht Hand in Hand mit der Absage an den männlichen Ernährer und hin zu einer gleichberechtigten Ehe, in der offenbar der erhöhte weibliche Status für die männliche Identität keine so grosse Gefahr mehr darstellt.» Sprich: Die Amerikaner haben sich daran gewöhnt, dass die Amerikanerinnen nicht länger Heimchen am Herd sind – und haben kein Problem damit.

In der Schweiz ändern sich die traditionellen Rollenmuster

Für die Schweiz gibt es keine Zahlen, was die Korrelation von Scheidungshäufigkeit und Bildungsstand von Ehegatten angeht. Trotzdem lässt sich aus dem Material des Bundesamtes für Statistik einiges herauslesen, zum Beispiel: In der Altersgruppe der 25- bis 35-Jährigen ist der Anteil der Frauen mit einem Hochschulabschluss mittlerweile höher als bei den Männern: 15 Prozent bei den Frauen, 13 Prozent bei den Männern.

Das wiederum hat Auswirkungen auf die Paarbildung; im Jahr 2012 war nur noch in drei von zehn Paarhaushalten die Ausbildung des Mannes höher als diejenige der Frau. Der Anteil der Paare, in denen der Mann eine höhere Ausbildung hat, ist seit 1990 um 7 Prozent zurückgegangen: auf eben 30 Prozent. Der Anteil der Paare mit gleichem Bildungsstand ist von 56 Prozent auf 59 Prozent gestiegen und bei den Paarungen, bei denen die Frau einen höheren Ausbildungsstand hat, ist der Anteil von 7 auf 11 Prozent gestiegen. Das Bundesamt für Statistik schreibt dazu: «Die Entwicklung seit 1990 weist in Bezug auf den höchsten Bildungsstand der Partner eindeutig eine Aufweichung des traditionellen Musters der Paarzusammensetzung hin.»

Irgendwann wird auch das traditionelle Muster des Sechseläutens dieser Aufweichung zum Opfer fallen.

Fortsetzung

Wegen Umbau vorübergehend...

– und kaum auf die Ermahnungen ihrer Eltern oder Lehrer hören.

«Jugendliche bilden während der Pubertät ihre Persönlichkeit aus», sagt Allan Guggenbühl, Leiter des Instituts für Konfliktmanagement in Zürich. Der Kinder- und Jugendpsychologe vergleicht den Prozess mit einer Bühne, wo sich die jungen Leute in Szene setzen. «Und dazu gehören auch Erwachsene, die sich aufregen.» Die Eltern müssten in der Zeit die «Gegenposition» einnehmen. Wenn auf schlechtes Verhalten nicht reagiert werde oder Erzieher keine Grenzen setzten, sei das geradezu eine Enttäuschung.

Ansonsten werden die Eltern aber unwichtiger, Gleichaltrige dafür umso wichtiger. Das zeigte sich in einem berühmten Experiment zum Risikoverhalten: Jugendliche und Erwachsene mussten mit einem Auto virtuell so schnell und gleichzeitig so korrekt wie möglich einen Parcours absolvieren. Das

verblüffende Ergebnis: Die Jugendlichen verhielten sich bei dem Spiel so kontrolliert wie Erwachsene. Interessant war die Wiederholung des Versuchs, zu der sie zwei gleichaltrige Freunde mitbrachten. Unter deren Beobachtung drückten die jungen Probanden risikoreicher auf die Tube. Die Forscher fanden heraus, dass im Beisein der Kollegen im Gehirn die Belohnungszentren verstärkt aktiv waren.

«Die Gehirnforscher bestätigen, was wir aus der Arbeit mit Jugendlichen kennen», sagt Guggenbühl, der auch problematische Fälle betreut. Ein grosses Rätsel sei jedoch nach wie vor, wie die Verknüpfungen im Gehirn entstehen.

Durch neue Verknüpfungen ändern sich die Gehirnwellen

Die Forschung auf dem Gebiet ist in vollem Gang, seit vor gut 15 Jahren herausgefunden wurde, dass die graue Substanz, wo die Nervenzellkörper sitzen, in der Grosshirnrinde bis zur Pubertät zunimmt. Ab etwa 11 Jahren bei Mädchen und 12 Jahren bei Knaben wird sie indes wieder dünner, bereits bestehende Nervenzell-

verbindungen werden zum Teil wieder abgebaut. Die Forscher vermuten, dass diejenigen Nervenzellverbindungen überleben, die genutzt werden, nach dem Motto «use it or lose it» (benutze es oder verliere es). In diesem Alter sind die Jugendlichen besonders aufnahmefähig. Sie lernen Musikinstrumente oder komplizierte Bewegungsabläufe beim Sport leichter als Erwachsene.

Durch die neuen Verknüpfungen ändern sich auch die Gehirn-

wellen, die Muster, die Millionen von Hirnzellen durch elektrische Signale erzeugen. «Im pubertierenden Gehirn sind diese Wellen noch nicht so koordiniert wie später beim Erwachsenen», hat Peter Uhlhaas von der University in Glasgow mit seinem Team herausgefunden. Der Psychologe erforscht, wie Schizophrenie entsteht. Denn «die Hälfte aller psychiatrischen Erkrankungen tritt erstmals während der Adoleszenz auf», sagt Romuald Brunner von

der Universität Heidelberg; um das 11. Lebensjahr zum Beispiel Angst- und Impulskontrollstörungen, zwischen 13 und 16 Jahren und im jungen Erwachsenenalter Depressionen und Suchterkrankungen. Oft verschwinden jedoch psychische Probleme und Verhaltensauffälligkeiten bei Jugendlichen von allein nach einigen Monaten, weiss Brunner aus der Praxis. Das Ziel ist, einst die schweren Fälle, die chronisch werden können, frühzeitig zu erkennen.

In der Regel werden Kinder ohne grössere Probleme und bleibende Schäden erwachsen. Selbst der leidgeprüfte Autor Jan Weiler hat schliesslich «ein winziges Licht am Ende des Pubertätstunnels» gesehen: Seine Tochter sei mittlerweile aus dem Gröbsten raus und halte sich sogar manchmal an Verabredungen. Allerdings hat er noch einen Sohn. Der Elfjährige beginnt jetzt Deo zu benutzen und findet Mädchen nicht mehr «doof» und «uncool».

* Jan Weiler, «Das Pubertier», Kindler, 19.90 Franken; Eveline Crone, «Das pubertierende Gehirn», Droemer, 22.40 Franken

Das Erwachsenwerden kann bis 15 Jahre dauern

Mit Adoleszenz wird die Übergangsphase zwischen Kindheit und Erwachsenenalter bezeichnet. Der Beginn ist klar definiert mit der Phase der sexuellen Reife, der Pubertät. Sie setzt heute bei Mädchen zwischen dem 8. und 13., bei Buben zwischen dem 12. und 15. Lebensjahr ein.

In vorindustriellen Gesellschaften traten erst 15- oder 16-Jährige in die Pubertät ein. Nur zwei bis vier Jahre später zählten sie gesellschaftlich zu den Erwachsenen. Heute erstreckt sich die Adoleszenzphase, deren Ende nicht klar bestimmt ist, über einen Zeitraum von 10 bis 15 Jahren. Dass die Pubertät in den Industrieländern immer früher beginnt, hat biologische Gründe: Die wohlgenährten Kinder wachsen im Durchschnitt schneller, werden grösser und ihr Körper reift eher heran. Die verlängerte Adoleszenzphase hat soziologische Gründe: Jugendliche übernehmen in der Regel später verantwortungsvolle Rollen in der Gesellschaft. Sie absolvieren längere Ausbildungen und gründen später eine Familie.